

Marie-Hélène Lafon: „Joseph“

Warum das Leben tatsächlich ein langer, ruhiger Fluss ist ...

Von Enno Stahl

04.04.2023

Joseph ist Landarbeiter, ein Knecht, eine aussterbende Spezies. Er tut seine Arbeit und er beobachtet, was geschieht. Er lebt im Einklang mit sich und seinen Erinnerungen. Dieses schlichte Schicksal schildert die französische Autorin Marie-Hélène Lafon auf eindringliche, sprachlich höchst verdichtete Weise.

Eigentlich hat Joseph ein hartes Los. Zeit seines Lebens ist er einfacher Landarbeiter gewesen, ein Lohnknecht von Bauern in der Auvergne, im Cantal. Inzwischen ist er 60 Jahre alt, bald wartet eine Altersresidenz auf ihn, er hat schon dafür gespart. Er arbeitet stoisch, aber gern. Unglückliche Phasen in seinem Leben gab es freilich auch: Nachdem seine einzige Liebe Sylvie ihn verlassen hatte, verfiel er dem Alkohol, ganze fünfzehn Jahre lang. Die dritte Entziehungskur half, nun ist er seit einem Jahrzehnt trocken. Er hat sich abgefunden. Doch abgestumpft ist er nicht, sondern lebt im Einklang mit sich und der Welt. Er fühlt sich wohl bei dem Bauernpaar, bei dem er lebt und arbeitet:

„Er mochte die Abende, man saß vor dem Fernseher, man schaute nicht unbedingt hin, man hörte ihn, man saß zu dritt in seinem Geplapper, Bilder erschienen und verschwanden, in kräftigen Farben, die um die Körper im Raum flimmerten, man badete in diesen Bildern, sie gingen durch einen hindurch, man schnappte Stücke auf, man spürte, dass die Welt groß war um den Hof und diesen Landstrich herum, in dem man gelebt haben würde.“

Durchweg personale Perspektive

Marie-Hélène Lafon erzählt die Geschichte Josephs in einer detailreichen Sprache, die ruhig dahinfließt, atmosphärisch dicht, sie entfaltet einen ungeheuren Sog. Ihr Stil ist wie der Atem im Geschichtsgang des Landes, alles wird geschildert aus der Sicht Josephs. Es gibt nahezu keine direkte, sondern nur indirekte Rede, keine Szenen, sondern allein dieses Erzählen ohne Absätze: Lange, aber geschmeidige Satzgebilde, oft nur mit Semikolons abgeschlossen, bis irgendwann doch noch ein Punkt kommt. Lafons Sprache zieht den Leser unmittel-

Marie-Hélène Lafon

„Joseph“

Aus dem Französischen
von Andrea Spingler

Atlantis Verlag, Zürich

121 Seiten

20 Euro

bar hinein in Josephs Welt. Der scheinbar einfache Knecht in seinem überschaubaren Kosmos nimmt viel mehr wahr, als man denken würde. Er ist ein aufmerksamer Beobachter. Während er sich wäscht, betrachtet er den Hofhund, der seinerseits ihn begutachtet:

„Der Hund ruht sich aus und verfolgt Josephs Verrichtungen, er neigt den Kopf nach rechts nach links, er wirkt ratlos, und seine seidigen Ohren zittern unerklärlich, manchmal könnte man meinen, er lacht und macht sich über die Menschen lustig, die all diese Spinnereien nötig haben.“

Und Joseph sieht nicht nur viel, er kann sich auch hineinfühlen in die Menschen, selbst in die etwas spröde Bäuerin, die den Angestellten kein Wort zu viel gönnt. Doch Joseph versteht sie, er kann ihre jeweilige Stimmung schon daran ablesen, wie sie mit dem Bleistift das tägliche Kreuzworträtsel in der Zeitung bearbeitet, sanft oder ruppig:

„schon allein wenn er sie am Feierabend am anderen Ende der Bank kratzen hörte, wusste Joseph, ob sie in ihrem Tag von etwas gestört worden war oder nicht, selbst wenn er und die anderen beiden Männer nichts gesehen oder gespürt hatten; das Papier der Zeitung wäre ein wenig angegriffen, fast fleckig, man würde es sehen, und das wäre nicht so schön, nicht so gut.“

Sprachliche Osmose und hohe Anschaulichkeit

Solche akribisch-anschaulichen Beobachtungen sind das eine, was Lafons Schreiben ausmacht, sie kennt die Menschen vom Land. Sie stammt selbst aus dem Cantal und widmet sich in ihren Büchern vornehmlich diesem Landstrich und seiner Bevölkerung. Ein anderer wichtiger Aspekt ist die Virtuosität, mit der Lafon die eigentlich personale Perspektive immer wieder auszuweiten versteht, ihr besondere Färbungen verleiht. Denn tauchen in Josephs erinnerndem Bewusstseinsstrom bestimmte Personen auf, verändert sich der Sprachduktus mitunter. Joseph nimmt dann deren Reden und Denken an, etwa das seiner ziemlich unsympathischen Schwägerin:

„Joseph hatte gespürt, dass sie alles hier verabscheute, sie, die Gegend, die Menschen, die dageblieben waren, auf Höfen, die nicht einmal modern waren, lächerlichen Hütten, wo sie darauf beharrten, ihre verhaltensgestörten roten Kühe zu melken, die ihre Milch zurückhalten, solange sie nicht ihr Kalb unter sich gehabt haben, dafür gibt es sogar ein Wort in ihrem Dialekt, und wenn sie es sagen, scheinen sie fast froh, sich abzuplagen und Zeit zu vertun, um ein paar Groschen zu verdienen mit ihrem Quatsch.“

Lafon überblendet so sehr elegant Innen- und Außenperspektiven, das erhöht Anschaulichkeit und Variantenreichtum dieses Erzählens ungemein. Joseph selbst kann auf diese Weise zum Objekt werden, wenn er sich in seiner Säuferphase am Tresen stehen sieht, große Reden schwingend – ein ganz anderer Charakter, als er heute ist. Dass Joseph jetzt diese Ausgeglichenheit verspürt, mit seinem Schicksal versöhnt, kommt nicht von ungefähr. Es ist das Verdienst einer Psychologin, die nicht nur die Wurzeln des Alkoholismus bekämpft hat, sondern Joseph auch dazu brachte, erstmalig über ein schreckliches Geheimnis zu sprechen.

An dieser knappen Erzählung fehlt und stört eigentlich nichts, sie ist ein perfektes Stück Literatur, das in selbst ruht genau wie sein Protagonist aus dem Cantal.